

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 113.

Berlin, Mittwoch den 20. September

1843.

### Rußland.

#### Astrachan und seine Umgegend.

##### I. Zur Geschichte Astrachans, nach Russischen Quellen.

Es giebt in Rußland wenige Städte, die ein so wechselvolles Schicksal erfahren hätten, wie Astrachan. Wie viele Völker sind an ihm vorübergegangen! Wie viele Herrscher hat es in seinen Mauern empfangen! Es trägt in seinem Sande noch die Spuren der Fußstapfen Attila's und Tamerlan's. Sich einer sechshundertjährigen Existenz rühmend, erscheint es als ein wahrer Aristokrat unter den Russischen Städten. Seiner Lage nach ist es das Tata-ri sche Alexandrien. Und doch stellt seine Geschichte nichts als eine Kette von Unglücksfällen dar. Beim Einfall der Mongolen gehörte Astrachan zu den ersten Opfern ihrer Wildheit und blieb in den Händen der Chane bis zur Regierung des Zaren Johann Wassiljewitsch, der es im Jahre 1557 eroberte und mit Rußland vereinigte. Unter Russischer Herrschaft wurde Astrachan regel- mäßig befestigt; man erbaute einen Kreml und errichtete eine Eparchie, deren Erzbirten sich mehrentheils durch ihre Tugenden auszeichneten. Unglücklicherweise gaben ihnen die stürmischen Zeiten dazu Anlaß, die mit dem Erscheinen des falschen Demetrius über Astrachan wie über ganz Rußland einbrachen. Innere Unruhen und die Anschläge des Kosaken-Fürsten Sarugtsij drohten der Stadt mit großer Gefahr, die nur durch die Festigkeit des Gouverneurs Golowin und des Alexus abgewendet wurde. Der Bürgerkrieg hörte auf, aber Astra- chan genoss noch immer keiner Ruhe. Ein plötzlicher Ueberfall der Tataren hätte es beinahe der Moskowitzischen Herrschaft entzogen; es gelang dem Fürsten Prosorowskij, sich, nach großem Verlust, darin zu behaupten, aber bald unterlag er nebst seinem Bruder, seinen Kindern und anderen Beamten im Kampfe mit dem Auführer Stenka Rasin, der die Stadt gänz- lich ausplünderte. Der Erzbischof Joseph erlitt dabei den Märtyrertod; die Befehlshaber Stenka's, die in Astrachan zurückgelassen waren, konnten die Vorwürfe des heiligen Mannes nicht ertragen und beraubten ihn des Lebens. Noch hatten sich die Räuber nicht entfernt, als ein neues Unglück heranzog; das Erdbeben, welches im Jahre 1660 mehr als hundert Persische und Tür- kische Städte verheerte, erschütterte auch Astrachan bis zu seinen Grundfesten. Nach einer langwierigen Belagerung glückte es endlich dem Bojaren Milos- lawskij, die Rebellen zu vertreiben und eine kurze Ruhe herzustellen, die in- dessen bald durch die Pest unterbrochen wurde. Sie kostete 15,000 Menschen das Leben. Wenige Jahre später (1705) brach der Aufbruch der Strigelzen aus, die sich Astrachans bemächtigten und zu einer so drohenden Macht anwuchsen, daß man ein zahlreiches Truppen-Corps unter dem Feldmarschall Scheremetjew gegen sie ausenden mußte. Scheremetjew unterwarf sie, nicht aber ohne starken Verlust zu erleiden. Kaum fing die Stadt an, sich wieder zu erholen, als eine furchtbare Feuerbrunst im Jahre 1709 gegen 600 Häuser zerstörte und selbst den Kreml beschädigte. Endlich erschien Peter der Große in Astra- chan und setzte, wie es schien, durch seine bloße Gegenwart diesen unaufhör- lichen Unglücksfällen ein Ziel. Von nun an erhielt es eine wichtige politische Bedeutung und eine bürgerliche Verwaltung; es wurde der Sammelplatz der Truppen und der Mittelpunkt, von wo aus die Kriegs-Operationen im Persischen Feldzug betrieben wurden. So nahm Astrachan allmählig an Reichthum und Größe zu, während sich mehrere neue Industrie-Zweige ent- wickelten. Die Eroberung von Derbend, Balu, Rescht und anderer Seebäfen durch Peter den Großen, die Errichtung eines eigenen Kosaken-Corps und andere Anordnungen verschafften der Stadt einen ausgebreiteten Handel und sicherten sie vor feindlichen Einfällen. Mit dem Tode des Kaisers geriethen aber seine Pläne in Vergessenheit, die von ihm ergriffenen und schon in voller Wirksamkeit befindlichen Maßregeln hatten keinen Fortgang, und die eroberten Länder wurden wieder an Persien abgetreten. Astrachan gerieth in Verfall. Die Annäherung Pugatschew's setzte die Einwohner von neuem in Schrecken und drohete ihnen mit einer Wiederholung ihrer früheren Drangsale — nur die Geistesgegenwart des Erzbischofs Methodius rettete die Stadt. Unter der Regierung Katharina's erhielt Astrachan eine neue Stadt-Ordnung und wurde ganz umgebaut, aber im Jahre 1806 wurde es noch einmal von der Pest heimgesucht, und in der neuesten Zeit richtete die Cholera bedeu- tende Verheerungen dort an. Uebrigens trugen das veränderliche Klima, der größtentheils aus Salzmoränen bestehende Boden und die heftigen Winde zur Verbreitung epidemischer Krankheiten bei. Hitze und Kälte erreichen oft 30 Grad Réaumur, und das Barometer ist starken und plötzlichen Schwan- kungen unterworfen.

Jetzt ist Astrachan kaum wieder zu erkennen — so sehr hat es sich verbessert und verschönert. Es stellt das verschiedenartigste Gemisch von Völkern dar und kann sich mit Recht den Europäischen Basar nennen. Man trifft dort Tataren, Nogajer, Kalmyken, Bucharen, Perfer, Indier und Europäer. Im Jahre 1838 erstreckte sich die in Astrachan ansässige Bevölkerung auf 40,000 Köpfe; man zählte bereits 10 öffentliche Lehranstalten und sechs wohlthätige Institute, so wie 46 Fabriken, und die Stadt-Revenüen beliefen sich auf 400,000 Rubel. Sechunde, Fische und Obst sind die drei vorzüglichsten Pro- dukte und die unverfägbaren Quellen des Astrachanischen Handels. Das Revier der Emba, welches nur einen Theil des dortigen Fischfang-Systems bildet und Jedem zur Benutzung freisteht, lieferte in den letzten 10 Jahren über fünf Millionen Fische \*) verschiedener Art und gegen 300,000 Pud Kaviar, und in fünf Jahren wenigstens 300,000 Sechunde. Außerdem wer- den noch große Strecken von Privatpersonen gepachtet; unter anderen bezahlt der Kaufmann Golikow der Krone jährlich 601,500 Rubel, und sein reiner Verdienst wird auf 1,300,000 Rubel angeschlagen. Der Handel mit dem Orient ist weniger bedeutend, als man nach der vortheilhaften Lage vermuthen sollte, und auch der Gartenbau befindet sich in einem nicht sehr blühenden Zustande. Letzterer hat seinen Anfang einem gefangenen Oesterreichischen Mönche zu verdanken, der sich unter der Regierung des Zaren Michael Feodorowitsch (1613—45) in Astrachan niederließ. Aus Langeweile beschäftigte er sich mit dem Gartenbau, verschrieb Weinreben aus Persien und zog den ersten Astrachaner Wein. Die Regierung unterstützte seine Versuche. Peter der Große widmete diesem Industriezweige besondere Aufmerksamkeit, stellte zuerst einen Franzosen, dann den Ungar Parobitsch an die Spitze desselben, und der Gartenbau blühte eine Zeitlang an den Ufern der Wolga, gerieth aber bald ins Stoden. Unter der Verwaltung Parobitsch's zählte man einundzwanzig Weinberge. Als die Krongärten später in Privathände übergingen, hob sich der Betrieb wieder; im J. 1803 bestanden schon 124 Wein- und Obstgärten, die sich jetzt indessen bis auf 80 wieder vermindert haben. Ihr Verfall ist durch die vielen ansteckenden Krankheiten, vorzüglich aber durch die Cholera veranlaßt worden. Mit dem Aufhören dieser Geißel ist endlich für Astrachan eine neue Epoche eingetreten, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, sowohl auf den Gartenbau als auf den Persischen Handel den günstigsten Einfluß haben wird.

### England.

#### Die politischen Theorieen des 17ten Jahrhunderts.

##### Thomas Hobbes und Jakob Harrington.

(Fortsetzung.)

Wollte man Hobbes nach seinen Schriften beurtheilen, so ist man fast geneigt, ihn für einen Misanthropen zu halten, der sich von dem Umgange der Welt darum fern hielt, um ihre guten Eigenschaften nicht kennen zu lernen und sie nur von ihrer schlechten Seite darzustellen. Und doch war Hobbes nichts weniger als dieses. Aubrey, sein Zeitgenosse und Biograph, malt ihn als einen lebenswürdigen, geistreichen und der Sarkastik sich etwas hinneigenden Mann. Das Band der Freundschaft war ihm heilig. Der Graf von Devonshire, sein Schüler, trug ihm eine innige und lebenslängliche Freundschaft nach. In den Stürmen seines Lebens fand Hobbes bei ihm immer ein Asyl gegen Verfolgung und Anfein- dung; auch beschloß er 1679 auf seines Freundes Gut sein Leben, in dem hohen Alter von neunzig Jahren. Er starb einen ruhigen und friedlichen Tod, obgleich seine Biographen ihn des Atheismus beschuldigten und behaupteten, daß er seine Rolle bis zum Ende seines Lebens nicht mit gleicher Festigkeit ge- spielt habe. Hobbes' Leben ist gleichsam getheilt zwischen Frankreich und Eng- land. In Paris verfaßte er das beste seiner Werke, nämlich *de cive* (über den Bürger), worin er gegen den Katholizismus kämpft; im „*Leviathan*“ zeigt er sich noch bitterer gegen denselben. Hierdurch brachte er natürlich die Fran- zösische Geistlichkeit gegen sich auf, die er auf ihrem eigentlichen Grund und Boden angriff. Sie gab sich daher alle Mühe, Hobbes aus Frankreich zu vertreiben, so daß er bald einen doppelten Ostracismus, nämlich von Seiten Englands und Frankreichs, hätte erleiden müssen, wenn ihm nicht die Güter seines Zöglings mehrere Jahre lang einen Schlupfwinkel dargeboten hätten. Dieses herumirrende, verfolgte Leben erklärt seine Gesinnung, mit der er die

\*) Rote Fische, *krasnaja ryba*, worunter die Russen den Stör und den Haisen nebst deren Abarten verstehen.

bürgerliche Gesellschaft beurtheilte. Die Thronbestigung Karls II. verschaffte ihm auf eine Zeit lang ein ruhiges Leben. Dieser Fürst hatte ihn in Paris kennen gelernt, wo er bei ihm mathematischen Unterricht genoß. Hobbes wurde von seinem König gut aufgenommen und erhielt eine Pension aus dessen Privatschatulle. Er liebte zwar die Höflinge nicht, wußte sie aber doch zu benutzen. „Es ist erlaubt, sich der schlechten Mittel zu bedienen“, pflegte er zu sagen, „um sich das Gute zu verschaffen.“ Als sich Jemand über diese Toleranz aufhielt und sie mit seiner finsternen Welt-Anschauung unvereinbar fand, erwiderte Hobbes: „Wenn mich Jemand in einen Brunnen wirft, und der Teufel mit seinen gespaltenen Fuß darbietet, um mich damit herauszuholen, so würde ich ihn sogleich ergreifen.“

Neben Hobbes und in demselben Kreise der Begebenheiten erblicken wir einen Denker, den wir als seine Antithese ansehen müssen. Er heißt Jakob Harrington und stammt von einer sehr alten Familie ab. Sein Geist hat ein ganz anderes Gepräge, als das des Verfassers vom „Leviathan“; er hat nicht die Tiefe des Geistes und das begriffsmäßige, dialektische Verfahren von Hobbes; aber gewisse eigenthümliche Anlagen und gewisse Geistesfunken, in denen das Genie nicht zu verkennen ist, stellen ihn über seinen berühmten Zeitgenossen.

Harrington ist allerdings ein Theorienmacher; aber ein unschuldiger Theoretiker, ohne ein Parteigänger zu seyn, ganz ausgegangen in ein Ideal, das ihn über alle zeitliche Intriguen erhaben zeigt. Hiermit soll nicht gesagt seyn, als hätte er sich um das Zeitliche gar nicht bekümmert, nein, im Gegentheil, in gewisser Hinsicht besaß er die Eigenschaften eines vollendeten Hofmanns; nur machte er von diesem seinem Talent selten Gebrauch; höchstens nur da, wo er mußte. Sonst lebt er ganz in seiner Theorie, die ihm die allein richtige ist. Die Monarchie, die Republik gehen an ihm vorüber, ohne das Staatsgebäude seines Kopfes im Mindesten zu erschüttern. Wie der Abbé Sieyès in der Französischen Revolution, so trägt er in der Englischen Staats-Umwälzung seine Constitution fertig in der Tasche.

Harrington war in seiner Jugend, wie seine Landsleute und Zeitgenossen Sydney, Milton und Gray, sehr fleißig und dem Nachdenken hingegeben. Seine Lehrer mußten seinem Eifer mehr Einhalt thun, als ihn anfeuern. Schon als Kind war es sein heißer Wunsch, den ganzen Kontinent zu bereisen, und er legte sich daher schon jetzt auf das Studium fast aller Europäischen Sprachen. Der während seiner Minderjährigkeit erfolgte Tod seines Vaters setzte ihn in den Stand, sein Projekt zu realisiren. Harrington ergab sich jetzt der eigentlichen Wissenschaft noch nicht, die später sein ganzes Wesen in Anspruch nahm. Als er England verließ, hatte er die Politik noch nicht in die Sphäre seiner Studien gezogen, wie er dieses irgendwo in seinen Werken in den Worten: „Monarchie, Anarchie, Aristokratie, Demokratie und Oligarchie waren für mich barbarische Wörter, deren Bedeutung ich nur im Wörterbuch finden konnte“, deutlich genug ausdrückt.

Seine Reisen waren lang und glücklich. Holland zog ihn lange an; dieses war damals ein merkwürdiges Land, ein Land, welches seine Nationalität den Waffen zu verdanken hatte, und welches, nach seiner Befreiung von dem Spanischen Joch, seinen durch Schwert und Feuer gestählten jugendlichen Muth nach der außereuropäischen Welt trug, um da glänzende Eroberungen zu machen. Von diesem Phänomen war der Englische Reisende ganz ergriffen. In Holland traf er die Königin von Böhmen, die damals auf der Flucht und ein Opfer des dreißigjährigen Krieges war. Sein Oheim, Lord Harrington, war der Lehrer dieser geistreichen Fürstin, als sie noch im Hause ihres Vaters, Jakob's I., war; durch diesen Umstand fand er bei ihr die beste Aufnahme.

Harrington begleitete den Kurfürsten von der Pfalz, nachdem er von seinem Throne entsetzt und aus seinem Lande vertrieben worden war, nach Dänemark; aber ungeachtet der glänzenden Versprechungen, die ihm der Kurfürst machte, um ihn an sich zu fesseln, opferte er seine glänzenden Aussichten und seine edle Freundschaft dem noch stärkeren Verlangen, sein Projekt zu verfolgen. Von Kopenhagen ging er nach Frankreich, wo er sich inessen nicht lange aufhielt, kam nach Deutschland, wo ihn seine Beobachtungen und Studien lange zurückhielten, worauf er in Italien anlangte, dem damaligen Sitz der Wissenschaften und dem Land überlegener Geister. Hier legte er den Grund zu seinen künftigen Untersuchungen. Die mannigfachen Staats-Verfassungen, unter welchen die Völker hier lebten; das Gemisch der weltlichen und geistlichen Macht; die hierarchischen Vorschriften, welche alle diese mannigfaltigen Staats-Organisationen gestalteten; der Einfluß der Literatur und Kunst auf das Leben der Italiänischen Völker; endlich dieses Zusammentreffen von aller Größe und moderner Civilisation — alles dieses überraschte den jungen Reisenden, der sich daraus eine Theorie zusammensetzte, welche ihm das Ideal aller dieser verschiedenartigen Institutionen werden sollte.

Unter den verschiedenen Regierungsformen daselbst haunte Harrington die Venetianische Republik am meisten an. Diese geheimnißvolle Macht zeigte, ungeachtet ihrer düsteren Strenge, eine solche überwältigende Kraft, daß der Fremde ganz davon hingerissen war. Er machte sie zwar nicht zum Vorbild seines später entworfenen Ideals; doch bildeten die besonnene Ruhe des Venetianischen Staates, seine strenge Disziplin, die Würde seiner Geseze, die Autorität seiner Aristokratie einen solchen Kontrast gegen das durch den dreißigjährigen Krieg zerfleischte Deutschland und gegen das durch so viele Staats-Umwälzungen beunruhigte England, daß es fast unmöglich war, daß jener Staat einen politischen Geist nicht hätte für sich gewinnen sollen. Zu Florenz fand Harrington das noch frische Andenken an den Fürsten der Volkskrieger, Machiavel. Hier sammelte er dessen Traditionen und verschaffte sich dessen Schriften. Zu Rom fand unser Reisender erst den eigentlichen Schauplatz,

um seine vielseitigen Forschungen zu bereichern. Man erzählt sich hier eine Anekdote von ihm, die erwähnungswerth ist. Harrington hatte eine Audienz beim heiligen Vater. Als der Papst, nach dem Gebrauche, ihm seinen Pantoffel zum Küssen reichte, schlug der Engländer diese seltene Ehre aus. Als ihm später der König Karl, bei dem er in großem Ansehen stand und von dem er vor seiner Abreise nach dem Kontinent zum Handfuß zugelassen worden war, eine solche Verletzung der Etikette des Vatikan vorhielt, sagte er: „Sire, nachdem ein Mensch die Hand Ew. Majestät geküßt hat, braucht er nicht mehr die Zehe des Papstes zu küssen.“

Nachdem Harrington einen großen Theil Europa's, namentlich Holland, Frankreich, Deutschland und Italien, bereist und dadurch seine Kenntnisse vermehrt hatte, ging er nach England zurück, wo er sich um einen Sitz im Parlament bewarb. Obgleich sein Streben nach einer populären Regierung bekannt war, so konnte er es doch nicht dahin bringen, in's Parlament gewählt zu werden; wahrscheinlich fanden die Puritaner ihn damals nicht hüfig genug.

Eine wichtige Begebenheit machte indeffen unseren Staatsphilosophen doch bald bekannt. Als 1646 König Karl I. von Newcastle, von wo die Schotten ihn ausgeliefert, nach London gebracht werden sollte, wurde H., als keiner Partei zugethan und vom Könige selbst gern gesehen, zu diesem ehrenvollen Geschäfte gewählt. Damals war er 30 Jahr alt. Der König befand sich behaglich in seiner Gesellschaft, indem er sein biederer Herz und seine feinen Sitten kannte; er fand in ihm einen Freund und in gewisser Beziehung einen Vertrauten. Der König und Harrington unterhielten sich oft über Bücher und Gemälde; am häufigsten aber sprachen sie von Politik, und obgleich ihre Ansichten hierüber sehr verschieden waren, so hatte dieses doch auf ihr freundschaftliches Verhältnis keinen Einfluß. Der Eine verteidigte ohne Rückhalt und mit großem Eifer den republikanischen Staat, der Andere den monarchischen. Befehrt konnte freilich Keiner werden; Jeder glaubte seine Ansicht rechtlich begründet zu haben. (Fortsetzung folgt.)

## Frankreich.

### Der falsche Graf von St. Hélène.

Am 18. Oktober 1800 verurtheilte der Kriminal-Gerichtshof des Seine-Departements einen gewissen Peter Coignard, einen Mann von nicht gewöhnlichem Verstande und außerordentlicher Kühnheit, wegen mehrerer Einbrüche und bedeutender nächtlicher Diebstähle zu vierzehnjähriger Zwangsarbeit. Trotz der sorgfältigsten Bewachung fand dieser Mann fünf Jahre später Gelegenheit, aus dem Bagno zu Toulon, wohin er gebracht worden war, zu entfliehen. In der folgenden Nacht begab er sich auf ein Spanisches Boot, welches eben absegeln wollte, und landete bald darauf in Catalonien. Sein Weg führte ihn zufällig nach einer kleinen nicht weit von der Küste gelegenen Stadt, wo er eine gewisse Maria Rosa kennen lernte, die im Dienste eines kürzlich verstorbenen Französischen Emigranten, des Grafen von Pontis de Sainte-Hélène, gewesen war. Der Graf stammte aus einer alten Familie in der Gegend von Soissons und hatte Frankreich vor geraumer Zeit verlassen, um in Spanische Kriegsdienste zu treten, durch welche er nach Süd-Amerika gekommen war und bald Gelegenheit gefunden hatte, sich rühmlich auszuzeichnen. Wegen seiner geschwächten Gesundheit nach Spanien zurückgekehrt, wollte er eben die Verlegung zu einem garnisonirenden Regimente nachsuchen, als ihn der Tod ereilte, fern von Vaterland und Familie. Die geringe Habe, welche er aus dem Schiffbruch seines Vermögens gerettet hatte, überließ er jener Marie für ihre freundliche Pflege während seiner letzten Krankheit.

Maria hatte den kleinen Nachlaß verkauft, aber der Ertrag desselben reichte selbst für ihre sehr mäßigen Bedürfnisse nicht lange hin. Es war noch ein kleines Kästchen übrig, was einige alte Pergamente enthielt, die der Graf als das werthvollste Stück seines Besizes öfters bezeichnet hatte. In dieser Lage befand sich das noch unbescholtene Mädchen, als Coignard sie kennen lernte und sich ihre Juncigung zu erwerben wußte. Nothgedrungen bekannten Beide einander ihre hüftlose Lage und kamen überein, das kostbare Kästchen einem Juden zu verkaufen. Doch wollte Coignard zuvor den Inhalt desselben untersuchen. Er fand, daß die Pergamente die authentischen Familien-Papiere und Patente des Grafen waren. Plötzlich fiel ihm ein, welcher Vortheil sich in einem Lande wie Spanien, wo der Adels-Titel zu allen Zeiten einen so unzerstörbaren Zauber geübt hat, aus diesen Papieren ziehen ließe. Am folgenden Tage machte er sich mit Maria auf den Weg nach Extremadura unter dem Namen Graf und Gräfin von Pontis de Sainte-Hélène.

Sein erstes Auftreten war glücklich. Mina nahm ihn in eines seiner Regimenter als Offizier auf, und weil er sich in mehreren Gefechten auszeichnete, erhielt er zur Belohnung seines Muthes die Decorationen des Alcantara- und eines anderen Spanischen Ordens.

Als das Französische Heer in Spanien einrückte, stellte sich Coignard, der einige Monate zuvor den Spanischen Dienst verlassen hatte, dem Marschall Soult vor, zeigte ihm die Papiere des Grafen von Sainte-Hélène über dessen Dienste in Amerika und Spanien, und äußerte den Wunsch, in das Französische Heer einzutreten. Der Marschall, von dem Auftreten und den Papieren des Mannes getäuscht, und mit gutem Grunde voraussetzend, daß ihm die Dienste eines Offiziers, der das feindliche Land und Heer aus langjähriger Erfahrung kannte, sehr nützlich werden könnten, nahm ihn mit großer Auszeichnung auf und machte ihn zum Bataillons-Chef. Coignard rechtfertigte das Vertrauen des Marschalls und wußte die Aufmerksamkeit und Ehre, welche man dem

Grafen und der Gräfin von Sainte-Hélène bewies, auf die geschickteste, un-  
gezwungenste Weise hinzunehmen.

Es kamen die Ereignisse von 1814 und die erste Restauration. Coignard  
benutzte sie, um mit Maria nach Frankreich zurückzukehren, in der Hoffnung,  
daß die vielen vorauszusehenden Veränderungen seinem Talente neuen Stoff  
zu weiteren Erwerbungen geben würden. Wir werden bald sehen, daß er sich  
nicht täuschte. Kaum in Paris angekommen, ersuchte er vor allem Anderem  
um eine Privat-Audienz bei Ludwig XVIII. Sie wurde ihm gewährt. Er  
sprach mit Wärme von seiner Familie, seinen Vorfahren, schilderte seine  
Verluste und Leiden, bot seinen Arm und sein Blut den Bourbonen an und  
verlangte provisorisch eine Unterstützung an Gelde. Der König hörte ihn  
gnädig an, sagte ihm, daß er sich freue, den letzten Sprößling der Grafen  
von Pontis de Sainte-Hélène zu sehen, gewährte ihm Alles, was er ver-  
langte, und versicherte ihn seines beständigen Wohlwollens. Ludwig XVIII.,  
als geistreicher Mann, scheute sich später nicht, diese Mystification zu er-  
zählen, und bekannte, daß die lebendige Darstellung Coignard's einen beson-  
deren Eindruck auf ihn gemacht habe, wie ja der ganze Hof von demselben  
Manne begeistert gewesen sey.

Das Glück Coignard's hielt Schritt mit den Ereignissen. Napoleon kehrte  
von Elba zurück; der König flüchtete noch einmal. Nur wenige seiner treuesten  
Diener, Coignard unter ihnen, folgten ihm nach Gent. Das Unglück macht  
zutraulich; Coignard wußte sich bald beim Könige in die höchste Gunst zu  
setzen, und da ihm das Schicksal am schlimmsten mitgespielt hatte, gewährte  
man ihm und der Gräfin, die in Paris zurückgeblieben war, alle Augenblicke  
Unterstützungen und Vergütigungen, und versprach, mehr zu thun, wenn man  
nach Frankreich zurückgekehrt seyn würde.

Die hundert Tage verfloßen. Napoleon verließ Frankreich für immer.  
Die Bourbonen kehrten zurück, begleitet von allen ihren Dienern, der Graf  
von Sainte-Hélène stets unter ihnen. Kaum in den Tuilerieen angekommen,  
war der König von Hoffleuten und Bittenden aller Art umgeben; die Wür-  
digsten, diejenigen, welche wirkliche Opfer gebracht hatten, kamen natürlich  
wie immer zuerst. Coignard ließ nicht auf sich warten. Er erschien unter  
den Ersten und erinnerte an die ihm gewordenen Versprechungen. Das Glück  
lächelte ihm auch diesmal. Nach dem besonderen Verlangen des Königs er-  
nannte ihn der Kriegs-Minister zum Oberst-Lieutenant in der 72ten zu Paris  
garnisonirenden Legion. Er ließ sich seine neue Stellung wohl gefallen, richtete  
sich ein prächtiges Haus ein, kaufte Equipagen und fand mit Maria Rosa,  
der Gräfin von Sainte-Hélène, in den besten Gesellschaften Zutritt. Seine  
Gunst stieg mit seiner Kühnheit. Er wurde Mitglied der Ehrenlegion, Lud-  
wigsritter, und wohlunterrichtete Personen versicherten, daß er bereits auf  
dem Punkte stand, zum General-Adjutanten des Herzogs von Angoulême er-  
nannt zu werden.

Wer weiß, wie hoch das Glück dieses kühnen Mannes noch gestiegen wäre,  
wenn ihn nicht ein zufälliges Ereigniß mitten in seinen Erfolgen und Schur-  
kereien aufgehalten hätte. Denn seit er nach Paris gekommen war, hatte er,  
um seinen Luxus und seine thörichte Verschwendung durchzuführen, mitten in  
seinen goldstropfenden Salons eine Räuberhöhle gegründet. An einem schönen  
Mai-Morgen im Jahre 1818 befand er sich gerade unter einem zahlreichen  
und glänzenden Generalstabe bei einer Musterung auf dem Vendôme-Platze,  
als ihn ein entlassener Galeeren-Sklave, Namens Darius, erkannte, der mit  
ihm auf derselben Ruderbank gefessen hatte und vor kurzem, nach überstandener  
zwanzigjähriger Strafzeit (wegen überwiesener Fälschung), aus Toulon zurück-  
gekehrt war. Im ersten Augenblicke konnte Darius seinen Augen kaum trauen.  
Er betrachtete ihn während der ganzen Musterung und wurde endlich seiner  
Sache gewiß durch ein nervöses Zucken, das Coignard seit jener Zeit behalten  
hatte. Darauf verlor er ihn nicht eine Minute aus den Augen und folgte  
ihm nach seiner Wohnung, wo er einige Augenblicke nach ihm eintrat und sich  
anmelden ließ. Ein Bedienter führte ihn in die prächtigen Zimmer, und als  
sie Beide einander allein gegenüberstanden, sprach er:

„Erkennst Du mich? Ich bin Darius, Dein alter Leidensgefährte. Ich  
will Dir nicht übel, ich bin unfähig, Dich zu verrathen; aber Du bist reich,  
ich bin unglücklich; hilf mir, und Du darfst auf meine Verschwiegenheit und  
meine Erkenntlichkeit rechnen.“

Auf diese so vernünftige und natürliche Anrede gab es nur eine Antwort,  
nämlich eine so freie Eröffnung anzuerkennen und den alten Genossen im Un-  
glück zu unterstützen. Aber die Vorsetzung, welche stets die großen Verbrecher  
zur Stunde der Vergeltung führt, zeigte auch dem Coignard seinen Weg. Er  
leugnete unverschämte die Wahrheit, behandelte den Unglücklichen, der seine  
Hülfe anflehte, mit Härte und ließ ihn ohne Weiteres aus dem Hause beför-  
dern. Von diesem Augenblick an war er verloren. Darius, die Rache im  
Herzen, begab sich sogleich nach dem Ministerium und verlangte den Herzog  
Decazes, den damaligen Minister des Innern, zu sprechen. Auf seine Erklä-  
rung, daß es sich um eine äußerst wichtige Sache handle, wurde er sogleich  
vorgelassen und er eröffnete die ganze Wahrheit. Er erzählte die Geschichte  
Coignard's und gab hinreichende Beweisgründe an, um die Wahrheit seiner  
Auslage zu unterstützen. Decazes erschrak über diese Entdeckung, denn er sah  
sogleich den Skandal voraus, den sie erregen würde. Um sich ganz außer dem  
Bereich dieser unangenehmen Angelegenheit zu halten, schickte er den Darius  
zum General Despinoy, welcher die betreffende Heeres-Abtheilung komman-  
dirte, und trug ihm auf, demselben die ganze Angelegenheit ausführlich zu er-  
zählen. Darius, mit dem Beginn seiner Rache zufrieden, begab sich alsbald  
zu dem General und wiederholte diesem Punkt für Punkt, was er so eben dem  
Minister mitgetheilt, und was dieser geantwortet hatte. Als der General, ein  
alter braver Soldat, ein Muster von Ehre und Rechtschaffenheit, diesen Bericht

hörte, rief er heftig aus: „Welchen Beweis könnt Ihr mir von dieser schreck-  
lichen Wahrheit liefern?“

„Mein General“, antwortete Darius, „lassen Sie mich hier bleiben und  
Coignard Augenblicklich rufen, und konfrontiren Sie mich mit ihm. Aber vor  
Allem haben Sie die Güte, mir etwas Essen geben zu lassen, denn ich habe  
heute noch nichts genossen.“

Der General ging auf seine Bitte ein, ließ ihm Essen reichen und sendete  
einen Ordonnanz-Offizier zu dem Oberst-Lieutenant der 72ten Legion, mit dem  
Befehl, sich Augenblicklich und ohne Widerrede nach dem Haupt-Quartier der  
ersten Division zu verfügen. Coignard verfehlte nicht, in Staatsuniform und  
mit all seinen Orden bedeckt zu erscheinen. Als ihn der General eintreten sah,  
sprach er zu ihm mit halb ironischem, halb aufgebrachtem Tone: „Mein Herr  
Graf von Pontis de Sainte-Hélène, Sie werden nicht länger mit dem Gouver-  
nement und mit mir Ihr Spiel treiben. Ich weiß, daß Sie Coignard und  
von der Galeere entsprungen sind.“

Bei dieser heftigen Anrede schien der Unverschämte gar nicht aus der  
Fassung zu kommen.

„Ich danke Ihnen, General“, rief er, „für den schönen Titel, welchen Sie  
mir beilegen; ich will Ihnen sogleich Aktienstücke holen, die Ihnen beweisen  
werden, wer ich bin.“

„Halt“, rief der General, „Sie werden nicht allein gehen; ich werde Sie  
von einem Offizier und zwei Gendarmen begleiten lassen. Aber zuvor sollen  
Sie doch noch eine kleine Probe bestehen.“

Mit diesen Worten ließ er den Darius eintreten, bei dessen Anblick sich  
Coignard doch einer gewissen Bewegung nicht enthalten konnte, welche der  
General bemerkte. Darius wiederholte seine Angaben einzeln der Reihe nach;  
Coignard beantwortete sie mit den heftigsten Schmähungen. Um der Sache  
ein Ende zu machen, rief der General endlich einen Offizier aus seinem Gene-  
ralstabe und befahl ihm, mit zwei Gendarmen den Obersten nach seiner Woh-  
nung zu begleiten und nicht einen Augenblick zu verlassen, indem er ihn zu-  
gleich für die Ausführung des Befehls verantwortlich machte. Sie gingen  
fort. Aus Achtung für die militairische Stellung Coignard's befahl der Offi-  
zier den Gendarmen, sich etwas in der Entfernung zu halten. Unterweges  
plauderte Coignard mit dem Offizier, beklagte sich bitter über das ungebühr-  
liche Verfahren, das man gegen ihn beobachtete, und erklärte, daß er durch die  
Darlegung seiner Papiere Verleumdung und Verleumder zugleich vernichten  
werde. Der Offizier versicherte, daß er davon überzeugt sey. Bei Coignard's  
Wohnung in der Straße Vasse-Saint-Denis angekommen, blieben die Gen-  
darmen im Hofe, Coignard ging mit dem Offizier hinein und befahl dem  
Bedienten, eine Flasche Alicante zu bringen. Als Maria Rosa diese drei  
Personen ins Haus treten sah, wurde sie bestürzt: Coignard erzählte ihr zur  
Beruhigung, was vorgefallen war, und der Offizier setzte verbindlich hinzu:  
„Der Herr Graf wird sich leicht rechtfertigen und die Verleumdung zurück-  
weisen.“ — „Ich sehe dafür“, antwortete Coignard.

Darauf goß er dem Offizier ein Glas Wein ein, den dieser vortrefflich  
sand, und ersuchte ihn um die Erlaubniß, in das nächste Zimmer gehen zu  
dürfen, um seine Papiere zu holen, mit denen er im Augenblicke zurückkehren  
wolle, unterdessen würde ihm die Gräfin Gesellschaft leisten. Der Offizier  
war es zufrieden. Darauf winkte er seinem Bruder, welcher sich als Bedienter  
bei ihm befand und eine vollständige Livree trug. Sie gingen zusammen hin-  
aus. Sogleich zog er Rock und Weinkleider seines Bruders an, setzte sich dessen  
Put auf, und nachdem er ihm in wenig Worten mitgetheilt hatte, um was  
es sich handelte, eilte er eine geheime Treppe hinab, ging quer über den Hof,  
zwischen den Gendarmen, die ihn nicht erkannten, hindurch und flüchtete nach  
der Straße Saint-Maur zu einem gewissen Percellent, der sein Genosse auf  
der Galeere gewesen war und ihn mit offenen Armen empfing.

Unterdeß hatte der Offizier die Unterhaltung mit der Gräfin fortgesetzt  
und den Alicante weiter gekostet. Da er in Spanien gedient hatte, kam die  
Rede bald auf jenes herrliche Land, seine poetischen Denkmäler, seine reizende  
Natur, seine liebenswürdigen Frauen; und bei diesen Erinnerungen entzündete  
sich seine Phantasie immer mehr und mehr. Endlich, nach einer Unterhaltung  
von einer guten Stunde, dachte er wieder an Paris zurück, wo er seinen Ge-  
fangenen gelassen hatte. Er machte der Gräfin bemerklich, daß ihr Gemahl  
sehr lange leibe, und da sie erschrocken schien, stand er auf, klopfte an die  
Thür, öffnete endlich, und durchsuchte das Zimmer und zuletzt das Haus in  
allen Winkeln; aber er begegnete nur Bedienten, die sich stellten, als ob sie  
ihn nicht bemerkten. Endlich fand er einen, der ihm Stand hielt. Er fragte  
ihn nach seinem Herrn. „Der ist schon über eine Stunde fort“, antwortete  
der Bediente.

Diese Antwort versteinerte ihn. Ohne von der Gräfin Abschied zu neh-  
men, kehrte er eilends mit seinen beiden Gendarmen zum General zurück und  
erzählte ihm sehr naiv und niedergeschlagen, wie es ihm ergangen war. Der  
General schalt ihn heftig und schickte ihn mit den beiden Gendarmen auf acht  
Tage in Arrest.

Coignard hatte sein Glück nicht zu gebrauchen gewußt, um seine Ver-  
gangenheit vergessen zu machen und zu einem besseren Lebenswandel und  
edleren Gesinnungen zu gelangen; er wußte seine Freiheit eben so wenig zu  
gebrauchen und stürzte sich kopfüber in die Hände der Gerechtigkeit. Zwei  
Tage nach seiner Flucht reiste er mit Percellent und zwei Italiänern, Namens  
Saffieri und Parreti, nach Toulouse, von wo sie binnen vierzehn Tagen nach  
Paris zurückkehrten. Drei Tage darauf fuhrn sie in einer Mietzfluske zu  
einem Wechsel. Coignard stieg ab und ging allein in den Laden. Er ver-  
langte einen Wechsel auf Toulouse, und während er zweitausend Franken  
in Gold aufzählte, bemächtigte er sich des Wechsel-Portefeuilles. Der

Banquier von der verwegenen Miene des Mannes erschreckt, fragte, in wessen Angelegenheiten er komme. Coignard antwortete, er komme in Niemandes Auftrage, und wenn man ihm keinen Wechsel ausstellen möge, wolle er sich wieder entfernen. Damit raffte er sein Geld zusammen und eilte die Treppe hinab. Der Wechsel rief Hülfe! Diebe! Man hielt den Wagen an, aber Saffieri und Carreti waren mit Pistolen bewaffnet und entkamen. Vercellent allein wurde ergriffen. Die Polizei begab sich nach seiner Wohnung. Coignard war dort und entsprang durch ein Fenster, das nach der Ferdinands-Straße ging. Man fand in Vercellent's Hause Dolche, Pistolen, kupferne Masken, falsche Schnurrbärte, Backenbärte, kurz die vollständige Garderobe einer Mörder- und Räuberbande. Vidocq erhielt sogleich die gemessensten Befehle, Alles anzuwenden, um Coignard's und seiner Genossen habhaft zu werden. Polizei-Beamte wurden in die Ferdinands-Gasse vertheilt. Gegen elf Uhr Abends bemerkte ihn einer derselben, Namens Fouché, ergriff ihn beim Kragen und arretirte ihn im Namen des Königs. Coignard antwortete mit einem Pistolenschuß, der Fouché's Hand und Schulter traf. Letzterer, obgleich verwundet, schuß wieder, fehlte jedoch. Aber die anderen Polizei-Beamten eilten herbei und ergriffen Coignard und Saffieri, der sich ebenfalls in der Nähe befand. Auch Carreti wurde drei Tage später arretirt. Nun begann die gerichtliche Untersuchung.

Nach diesen letzten Ereignissen konnte Coignard natürlich keine Theilnahme mehr erwecken. Er war nicht mehr der Galleerensträfling, der durch Mut und Talent eine neue Stellung in der Gesellschaft zu erreichen versucht hatte, es war ein gemeiner Verbrecher, der den Umgang mit seinen Spießgesellen nie aufgegeben, die entehrenden Künste der Gefängnisse nie verlernt hatte. Er erschien zuerst vor dem Assisenhofe des Seine-Departements, der ohne Geschworene die Identität der Person untersuchte. Der General-Advokat Agier führte das Wort, der jüngere Dupin, welcher vor kurzem seine juristische Laufbahn begonnen hatte, war mit der Verteidigung des Angeklagten beauftragt. Coignard leugnete hartnäckig und behauptete, mehrere Alibis beweisen zu können. Der Verteidiger suchte darzuthun, daß der Angeklagte 1774 zu Soissons geboren, laut gültigen gerichtlichen Zeugnisses zu St. Germain gekauft, im Jahre 1778 mit seinen Aeltern nach Amerika gegangen und später nach Frankreich zurückgekehrt sey, um sich nach Spanien und von da nach Buenos-Ayres zu begeben, wo er sich ausgezeichnet habe; daß derselbe ferner sich später dem Herzog von Dalmatien vorgestellt und von diesem zum Bataillons-Chef ernannt worden, kurz, daß er mit dem Grafen von Pontis de Saint-Péline eine und dieselbe Person sey. Nach mehreren Sitzungen wurde der Angeklagte auf Grund unwiderleglicher Zeugnisse und Beweise endlich verurtheilt. Am 20. Juli 1818 wurde die Identität gerichtlich festgestellt, und Coignard dem General-Procurator übergeben, um die Instruction über die neuen ihm zur Last gelegten Verbrechen zu beginnen. Er trug auf Cassation dieses Urtheils an und wurde abgewiesen.

Die neuen Verbrechen bestanden in nächtlichen Diebstählen durch Einbruch, in Fälschungen und einem Mordversuche. Der Unglückliche hatte seine hohe Stelle und die dadurch erlangten Verbindungen zu den schamlosesten Verbrechen benutzt, durch welche er seinen Aufwand und seine Verschwendungen möglich machte. Es ist eine merkwürdige Thatsache, welche aufs neue die Gewalt böser Gesellschaft beweist, daß sein Betragen seit seiner Flucht von den Galeeren 1805, bis zu seiner Ankunft in Paris 1815 durchaus tadellos gewesen ist. Nachdem durch die Instruction die Verbrechen konstatiert waren, wurde er endlich vor den Assisenhof gestellt. Eines jener Verbrechen verdient angeführt zu werden, weil es den Charakter des Mannes bezeichnet und die Art, wie er den moralischen Einfluß benutzte, den er erlangt hatte. Bei seiner Ankunft in Paris hatte er sich dem Intendanten Prévost vorgestellt, welcher eine hohe Stelle im Kriegs-Ministerium bekleidete. Madame Prévost war eine geborene Pontis, und Coignard gab sich für einen weitläufigen Verwandten derselben aus. Er wurde sammt seiner angeblichen Frau in dieser Familie wohl aufgenommen und durch dieselbe mit Herrn Sergent de Champigny, einem höchst achtungswerthen Manne, bekannt, welcher eine Abtheilung des Kriegs-Ministeriums dirigirte. Eines Tages begab er sich zu letzterem mit einem seiner angeblichen Freunde, der ihm eine Bitte vortragen wollte. Herr Sergent nahm Beide höchst zuvorkommend auf, und während er beschäftigt war, einen Brief zu schreiben, öffnete Coignard höchst unbefangen mehrere Schubladen des Secretairs, und als er Bijouterien und Silberzeug in reicher Anzahl entdeckte, zeigte er die Gegenstände seinem Begleiter, mit den Worten: „Sehen Sie nur, ich er nicht eingerichtet wie ein Minister!“ Darauf ersuchte er Herrn Sergent, dem dies Kompliment schmeichelte, um die Erlaubniß, auch die übrigen Zimmer anzusehen. Sergent gewährte es mit Vergnügen. Darauf gingen sie denn in alle Gemächer und drückten die Schlüssel in Wachs ab. Nachdem sie in dieser Weise Alles vorbereitet hatten, wurde die Ausführung des Diebstahls auf den 11. Dezember 1816 festgesetzt, an welchem Tage Herr Sergent de Champigny im Kriegs-Ministerium öffentliche Audienz hielt. Um vor Ueberraschung sicher zu seyn, begab sich Coignard zur Audienz und blieb bis zu Ende dort. Sergent näherte sich ihm einigemal, um ihn zu fragen, ob er ihm vielleicht in irgend einer Sache dienen könne. Coignard erschöpfte sich in Dankagungen, und da er oft aufs Kriegs-Ministerium kam, erregte seine Gegenwart keinen Verdacht. Während er also Herrn Sergent bewachte, räumte seine Bande das Haus desselben aus und stahl ihm sein Silber, seine Juwelen, eine Menge werthvoller Gegenstände und all sein baares Geld; bei seiner Heimkehr am Abend war Sergent ganz erstarrt über einen so

kühnen Diebstahl. Am folgenden Morgen besucht ihn Coignard, um ihm die aufrichtigste Theilnahme an seinem Unfall zu bezeigen und seine thätige Hülfe für die Entdeckung der Räuber anzubieten. Der ehrliche Sergent dankt ihm herzlich für so viel Güte. Coignard begleitet ihn zum Polizei-Präsidenten, zum Procurator des Königs und erklärt zugleich, daß er einige Aeußerungen gehört habe, welche wohl auf die Spur der Thäter führen könnten. Natürlich leiteten seine Angaben die Nachforschungen der Polizei auf Abwege, und erst später, als man in seiner und Vercellent's Wohnung einige der gestohlenen Gegenstände fand, entdeckte man die Wahrheit. Die übrigen von ihm und seiner Bande verübten Diebstähle waren eben so kühn als geschickt ausgeführt. Wegen derselben wurde er mit seinen Genossen und Rosa, die nach den Ergebnissen der Anklage Rosa Marcen und nicht Rosa Maria heißen sollte, vor die Assisen gestellt.

Nach fünfjährigen lebhaften Verhandlungen erließ der Gerichtshof auf die Erklärung der Jury am 10. Juni 1819 ein Urtheil, welches den Peter Coignard zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und Prangerstellung, Saffieri zu zehn, Carreti, Vercellent und Alexander Coignard zu fünf Jahren verurtheilte und Rosa freisprach. Alexander Coignard wurde in Betracht seines früheren Lebenswandels und seiner Geständnisse begnadigt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Peter Coignard ertrug seine Strafe gefaßt. Seine alten Kameraden empfingen ihn in Toulon mit Jubel. Er befand sich noch daselbst an doppelter Kette im Jahre 1829. Rosa begab sich ebenfalls nach Toulon, um ihm näher zu seyn und ihm sein Schicksal zu erleichtern. Sie verharrete bei ihm bis zu ihrem vor einigen Jahren erfolgten Tode.

### Manigfaltiges.

— Die klassische und die romantische Tragödie in Frankreich. Ein Franzose, der für das Stuttgarter „Morgenblatt“ eine Kritik über Ponsard's „Lucrezia“ geschrieben, spricht sich mit großer Schärfe gegen den Enthusiasmus aus, der dieses Stück als den Anfang einer neuen Aera der Französischen Tragödie bezeichnete. Wir in Deutschland haben es niemals für etwas mehr als einen Nachklang von dem, was Frankreich längst besitzt, angesehen und konnten uns jenen Enthusiasmus nur durch die Reaction erklären, die sich gegen die sogenannte romantische Schule der Herren Delavigne, Dumas und Victor Hugo geltend machte, welcher letztere erst kürzlich in seinen Burgraves den Gipfelpunkt der dramatischen Geschmacklosigkeit erreicht hatte. Jener französische Kritiker (Herr Bacquez aus Lille, der sich seit einigen Jahren in München aufhält) spricht dasselbe in nachstehenden Worten aus: „Ich möchte fast behaupten, wir haben keine einzige reine Tragödie, geschweige einen reinen tragischen Dichter. Dies fühlen alle Franzosen vielleicht so gut wie ich; sie hätten sich aber wohl, es laut und bestimmt auszusprechen; dieser bestimmte Ausdruck verletzt zu sehr unsere Eitelkeit. Wir sollten aber endlich einsehen, wie sehr diese Eitelkeit unserer Poesie geschadet hat; einsehen, wie wir, indem wir uns einbilden, das zu besitzen, was wir wünschen, über diese Einbildung den wahren Zweck aus den Augen verlieren. Wir sollten einsehen, daß der Beifall, den wir in diesem Augenblicke der Lucrezia zollen, ein Beweis ist, daß wir das gewünschte in den Romantikern nicht gefunden, so wie der Beifall, den die Romantiker geärndet, gleicherweise ein Beweis war, daß wir es in den Klassikern nicht, also auch in der Lucrezia nicht gefunden haben. Ja, der Applaus spricht hier lauter als die lauteste Kritik. Wir haben keine Tragödie, und dies fühlen wir. Alle diese sich gegenseitig zwei Jahrhunderte lang widersprechenden Siege bestätigen nur eine traurige Wahrheit, nämlich daß, wenn wir auch hinlänglich wissen, was wir nicht wollen, wir doch deshalb nicht wissen, was wir wollen und wollen müssen, oder daß wir, wenn wir wissen, was wir wollen, doch nicht wissen, wie wir es erlangen können und müssen. Der Beifall, mit dem die Lucrezia aufgenommen wird, beweist aber eine noch traurigere Wahrheit. Denn worin liegt wohl die Ursache dieses Beifalls? Eröffnet Lucrezia eine bis hierher ungekannte Richtung? keinesweges. Ist sie die so sehr gesuchte Verbindung des klassischen und Romantischen? kein Gedanke. Hat sie künstlerische Vorzüge, die wir noch nirgends gesehen? keine Spur. Was das Stück in diesen Hinsichten Vorzügliches enthält, haben wir schon oft in den Klassikern so wie in den Romantikern eben so gut, sehr oft besser, gehabt. Woher also dieser ungeheure Beifall? Lucrezia ist das Werk eines warmen, liebenden Gemüths, eines klaren, gesunden Geistes. Schöne Gedanken, achtungswürdige Gesinnungen, Achtung vor sich selbst und den Menschen, Würde, Festigkeit im Betragen, Kraft ohne Steifheit, Annuth ohne Hiererei in der Ausführung, Leichtigkeit, Klarheit, Natürlichkeit in der Sprache — das sind Ponsard's Vorzüge, und nur darin erblicke ich die Ursache seines Erfolges. Und sollten wir uns nicht schämen, daß wir das so hoch preisen, was jeder echte Mensch und der Dichter vor allen beifigen muß?“

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Auch für das bevorstehende Quartal wird die Expedition der Allg. Preuss. Zeitung die Güte haben, Bestellungen und Zahlungen der Abonnenten in Berlin, eben so wie die Buchhandlung der Herren Weit u. Comp., entgegen zu nehmen.